



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Deutsche Romane und Novellen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

incumbit probatio ist jedenfalls von Nietzsche nicht befolgt worden, wie denn überhaupt nicht das Beweisen, sondern das Behaupten seine Lieblingsbeschäftigung war. Die ewige Wiederkehr ist nichts als eine antizipierte Anekdote, mit demselben unbekümmerten Anspruch auf Glaubwürdigkeit, wie sie vielen andern Anekdoten zukommt.

Da diese Behauptung zur Umwertung aller Werte keinen durch Neuheit verblüffenden Beitrag liefert, so ist schwer zu sagen, warum sie der große Zarathustra ausgesprochen hat. Wahrscheinlich bloß, um mystisch zu kitzeln. Oder lohnt es sich, Übermensch zu werden, wenn es doch wieder mit der schreckhaft langsamen Erziehung von vorn losgeht? Aber nach Konsequenz darf man den „freien Tänzer“ nicht fragen. Wenn Schiller (An die Freunde) sagt: Neues hat die Sonne nie gesehen, so ist dies teils nicht wörtlich zu nehmen (dann wäre es unrichtig), teils scheint der Dichter nur das allgemeine Schema der Lebensvorgänge im Sinne zu haben — Alles wiederholt sich nur im Leben —, während die Phantasie insofern ewig jung bleibt, als sie durch Kombination von Erfahrung und Denken neue Bilder schafft. Und wenn die Sonne bisher nichts Neues gesehen hätte, wer sagt uns, daß sie in Zukunft nichts Neues sehen wird?



Deutsche Romane und Novellen



Als Gottfried Keller die „Leute von Seldwyla“ hatte erscheinen lassen, da sollen, wie er neckisch erzählt, sieben schweizerische Städte ihm ihr Ehrenbürgerrecht angetragen haben für den Fall, daß er sie für das Urbild Seldwylas erklären würde. Keller aber lehnte die ehrenvolle Zumutung ab, denn jede schweizerische Stadt enthielte einen Turm, ein Haus, ein Stück von Seldwyla. Die Natur scheint das Dörfchen Nimikon mit einer besonders starken Portion Seldwylertum bedacht zu haben. Denn Herr Peter Camenzind, dieses Fleckens Sohn, ist so, wie ihn sein Dichter Hermann Hesse darstellt (Peter Camenzind, 2. Aufl., Berlin, S. Fischer, 1904), in der Tat ein ganzer Seldwylser. Seldwylisch ist seine erste Liebesgeschichte, seldwylisch sein Verhältnis zum „alten Camenzind,“ seinem Vater, und zu dem köstlichen Projektentmacher Onkel Konrad. Seldwylisch und, wenn man will, kellerisch überhaupt ist sein Trinkerdrang und seine Trinkerphilosophie. Und so wäre hier im Grunde ein rechter Beweis für Kellers Behauptung. Denn ganz gewiß hat Hesse den größten Dichter seiner engern Heimat nicht nachahmen wollen — aber als echter Alleanne steckt er selbst so sehr in Seldwylerei drin, daß auch seine Gestalten etwas von der unvergeßlichen Art dieses seltsamen Völkchens haben. Das tut ihnen keinen Abbruch und mindert in keiner Weise den Wert des schönen und vergnüglich zu lesenden Buches. Vergnüglich, weil auch das Schwere und das Tragische immer beglänzt sind von einem Sonnenstrahl, der durch eine volle Flasche roten Weltliners fällt. Am Schlusse freilich wird es ein bißchen kraus:

denn daß Peter Camenzind, der als Literat in Zürich, Paris und Basel gelebt, zu Fuß halb Italien durchstreift und ehrfürchtig vor Segantinis Meisterbildern gestanden hat, als — Gastwirt von Mimikon enden soll, das glaubt er sich selber wohl nicht recht und hats deshalb auch nur als Ziel in die Ferne gestellt. Der unsterblichste aller Seldwylers konnte Zürcher Staatschreiber werden — aber auch für seinen schwächeren geratenen Nachfolger ist es eine zu klägliche Geschichte, als Mundschent sämtlicher Camenzinds zu enden. Denn in Mimikon heißen drei Viertel aller Bewohner so, sind aber nicht wie die Fabier lauter Helden, sondern etwa wie alle Menschen, nur daß die Zahl der Narren ein wenig groß geraten ist.

So hat Hermann Hesse, ein Lyriker von nicht gewöhnlicher Begabung, mit seinem „Peter Camenzind“ ein feines und eigentümliches Glied in der langen Kette von Entwicklungsromanen geschmiedet, die unter Goethes, Kellers oder Raabes Patenschaft in den letzten Jahrzehnten entstanden sind. Ich nenne nur Sudermanns „Frau Sorge,“ Frenssens durch dieses Werk anscheinend stark beeinflussten „Törn Uhl,“ Dumptedas „Sylvester von Beyer,“ Holländers „Thomas Truck,“ Friedrich Huchs „Peter Michel,“ Wilhelm von Polenzens „Thella Lüdekind,“ Specks „Zwei Seelen,“ Paul Ernsts „Schmalen Weg zum Glück.“ Einen schmälern Raum nehmen schon neben diesen biographisch-individualistischen Werken die Romane ein — ich spreche immer von Dichtungen, nicht von Unterhaltungsromanen —, worin eine ganze Familie, manchesmal durch mehrere Geschlechter, abgezeichnet wird; Dumptedas „Eysen,“ Thomas Manns „Buddenbrooks,“ Frenssens „Drei Getreue,“ vor allem die „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngern“ von Ricarda Huch gehören hierher. Und am seltensten ist das geworden, was man früher mit einem ziemlich farblosen Wort Zeitroman nannte. Ich meine die Bezwingung politischer, sozialer, künstlerischer, nicht zuletzt religiöser und philosophischer Strömungen in einem breit angelegten Gesamtbilde. Karl Gutzows nicht genug, ja, aufrichtig gesagt, gar nicht mehr bekannte „Ritter vom Geiste“ stehen am Eingang dieser Bahn, worin Spielhagens beste Siege („Sturmflut“) erfochten wurden, in die auch Hesse gelegentlich ritt, und die heute so selten betreten wird. Wilhelm von Polenz hat im „Büttnerbauer“ und sonst gelungne Versuche in dieser Richtung gewagt, deren Fortsetzung uns ein bitteres Geschick entzogen hat. Aber nachdem in den Stürmerjahren um 1890 soziale Romane nur so aus dem Boden geschossen und freilich ebenso geschwind wieder untergegangen sind, ist es heute nur ein einziges und merkwürdigerweise weibliches Talent, das immer wieder einen großen Rahmen ausspannt und mit anscheinend sehr sichern Pinselstrichen ein breites Bild deutschen Lebens gibt.

Ich sagte absichtlich „anscheinend“; denn sollten nicht auch Clara Viebig Herz und Hand zittern, sollte es nicht auch in ihr Zweifel und Kämpfe geben, wie sie keinem Dichter erspart bleiben, ja wie sie in vielem erst den Dichter, den Diener am Wort und an der Seele ausmachen? Man merkt nicht viel davon, so selbstsicher steht diese hochbegabte Schriftstellerin da, die vielleicht ein wenig zu viel Geschicklichkeit mitbekommen hat, als daß sie auch eine große Dichterin werden könnte. Und deshalb fehlt ihren Werken das letzte Bestrickende

völlig, das den Zauber echt weiblicher Kunst ausmacht. (Ich habe an dieser Stelle bei dem neuen Roman der Frau Huch darüber gesprochen.) — Clara Wiebig hat in einem ihrer letzten Bücher die Dienstbotenfrage, ich möchte sagen paradigmisiert; dann hat sie in ihrem schönsten Roman, in der „Wacht am Rhein,“ mit Glück versucht, die nationale Geschichte von dreißig ereignisreichen Jahren abzuspiegeln in Schicksalen Düsseldorfer Bürger. Und jetzt hat sie vielleicht den glücklichsten Griff, der denkbar war, getan: sie ist in des Reiches Ostmark gegangen und hat den Kampf zwischen Polentum und Deutschtum zum Gegenstande gewählt. Und freilich: sie durfte atemloser Aufmerksamkeit sicher sein. Denn hier, das empfinden wir alle, kämpft man um die Zukunft Deutschlands, hier ist die Stelle, wo sich im eigentlichsten Sinne unser aller Schicksal entscheidet. Clara Wiebig führt uns*) in eine Ecke, wo eine neue deutsche Ansiedlung mit einem polnischen Dorf, mit zwei deutschen und einem polnischen Rittergut zusammenstößt. Und überall wird gekämpft: verstohlen unter Frack und Ordensschmuck an der Tafel des polnischen Adlichen, offen im dumpfen Kneipraum, laut und leise bei den Vorbereitungen zur Reichstagswahl, endlich feige und gemein mit Übermacht im nächtlichen Dunkel gegen einen Einzelnen. Scharf zugespitzt sind die Gegensätze, und immer schärfer werden sie. Der adliche Vikar hezt leise, der polonisierte Förster und der in einen Szulc verwandelte Inspektor Schulz hezen laut. Und auf daß der Schar der Mystiker, der Prophet nicht fehle, ist der Schäfer Dudak da, er, der das schlafende Heer der polnischen Nation sich regen hört unter dem Erdboden, er, in dessen Ohren beständig das alte Hoffnungslied klingt: Noch ist Polen nicht verloren!

Und wie stehn die Deutschen im Kampf? Schlecht, sehr schlecht. Der rheinische Ansiedler, dem alle das Leben erschweren, zieht mißmutig in die alte Heimat zurück, nachdem er den Sohn durch polnische Schuld verloren hat. Der eine der deutschen Besitzer scheut den Kampf, hält einen polnischen Inspektor und schimpft auf die Hakatisten. Und diese selbst? Hanns-Walter Freiherr von Doleschal heißt der, in dessen Seele heiß und schwer der Gedanke des Deutschtums lebt. Aber seine Seele, obgleich sie in einem heldenhaften Körper steckt, ist matt, angefressen von Mißmut und Zweifel. Ach nein, so sehen die Politiker nicht aus, von deren Tätigkeit bei allem guten Willen Erfolge im Osten zu erwarten sind. Und wie ein trübes Bild steigt die Erinnerung an einen tragischen Fall auf, der vor nicht langer Zeit Posen in aller Mund brachte, und der auch mit einem Selbstmord endete, wie das Leben und Leiden Hanns-Walters von Doleschal. Nur deshalb können wir das Trauerspiel dieses Schicksals nicht voll mitempfinden, weil uns hier Clara Wiebig etwas schuldig geblieben ist, weil Doleschals Gestalt zu undeutlich bleibt, als daß sie uns ans Herz griffe. Gestalten, die viel weniger zu sagen haben, wie etwa die neuen Ansiedler, leben und werden uns schnell gute Bekannte — und dieser Baron, dem die Verfasserin so viel hat mitgeben wollen, hat nicht das rechte bekommen; er lebt nicht recht. Und so wenig wie er sind die andern Glieder der adlichen Gesellschaft voll lebendig geworden. Es

*) Das schlafende Heer. Berlin, Egon Fleischel & Co., 1904.

geht Clara Wiebig da, wie es ihr früher ging: das sogenannte „Volk,“ Bauern, Dienstboten, Arbeiter setzt sie mit großer, manchesmal verblüffender Treue hin — die „Gesellschaft“ zu schildern wird ihr schwer. Wieviel klarer geschaut sind in der „Wacht am Rhein“ die Unteroffizierskreise als das Haus des Offiziers, wieviel runder sind die Dienstboten im „Täglichen Brot“ als die Herrschaften. So auch im „Schlafenden Heer“: die Szenen im Dorfkrug und in der Inspektorstube sprühen Leben — das Diner bei Herrn von Garczynski ist völlig konventionell. Und ganz tot, hergeholt aus vermodertem Romanfram sentimentalere Gemüter ist die Frau von Garczynska: eitel, männertoll, vergnügungsfüchtig, kokett; mag sie das alles sein, aber sie ist es gar nicht, sondern sie ist überhaupt nicht und wandelt nur wie ein Geist vergessener Schmöcker über die Szene, wie ein Geist, den man lächelnd kommen, lächelnd schwinden sieht.

Trotzdem habe ich allen Respekt vor dem Buche. Ganz außerordentlich gut ist die Natur des östlichen Flachlandes gesehen, und die gegenständliche Kunst der Verfasserin macht uns auf dem fremden Boden schnell heimisch, der seit Gustav Freytags kostbarem „Soll und Haben“ so selten betreten worden ist. Für unzulässig halte ich es, nun der politischen Gesinnung von Frau Wiebig nachzuspüren. Ihr deutsch-nationales Empfinden merkt man aus jeder Zeile — wie sie die preussische Polenpolitik beurteilt, kann man viel schwerer, vielleicht gar nicht herauslesen. Das ist gut so. Denn wenn Clara Wiebig für etwas Zeugnis ablegen wollte in diesem Kulturbilde voll brennender Farben, so wars jedenfalls für ihr Volkstum und seine Bedrängnis, nicht für oder gegen bestimmte politische Maßnahmen. Uns Herz gewachsen ist der Rheinländerin dieser flache Boden, die weite Ebene alten Koloniallandes, über die ein überall sichtbares Himmelsgewölbe die blendende Glocke deckt.

Clara Wiebig hat einmal mit Nachdruck auf einen Dichter hingewiesen, dessen Heim und dessen Art freilich nur in ganz anderer Umgebung denkbar sind, oder der wenigstens in seinem bisherigen Schaffen aufs engste verwachsen erscheint mit der Größe und der Schönheit, der Wildheit und dem Schauer seiner schweizerischen Berge. Ernst Zahn in Göschenen ist leider bei uns im Norden nicht so bekannt, wie er es verdiente. Und wenn seine Erzählungen „Schattenhalb“ schon im sechsten Tausend vorliegen (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1904), so haben sicherlich seine süddeutschen Leser nächst den Eidgenossen größern Anteil an diesem reich verdienten Erfolg als die norddeutschen. Ich will auf die beiden letzten Erzählungen „Lentin“ und „Das Muttergöttesli“ nicht einmal besondern Wert legen, obwohl sie fein und liebenswert sind, aber das erste Stück, „Der Schatten,“ ist schlechthin meisterhaft. Zahns Stil ist spröde, aber doch biegsam genug, allen Wegen einer Seele, wie sie in Violanta Zureich kämpft, nachgehn zu können. Und wie der Schatten immer wiederkehrt, den einer unbewachten Stunde Gesehn auf Violantas Leben wirft, wie er aus schwächtigen Umrissen heranwächst zu einer alles Glück verschattenden Niesenwolke — das ist mit der großen Kunst eines echten Dichters geschildert. Nur einmal spricht Zahn selbst — in den Versen, die das Buch zu seinem Bruder geleiten:

Grenzboten II 1904

Wie des Bergtals felsumzäunte Ab,
 Hat das Leben selbst sein „Schattenhalb“;
 Doch so vielen vor der düstern graut,
 An der Halbe hat ein Volk gebaut!

Aber er hütet sich, solche Verallgemeinerung in den Lauf der Erzählung zu verflechten. Löst sie doch die Träne und die Bangigkeit menschlichen Alleinsseins in uns, so danken wir die Wirkung der reifen Kunst, die in entschlossener Beschränkung ein ergreifendes Werk geschaffen hat.

Mit leichterer Ware steuert ein Novellist von der Wasserkante, Max Dreyer, sein Schiff hinaus. Das Laute gerät ihm besser als das Leise in dem Geschichtenbuch, dessen Titel diese beiden Gegensätze vereint (Lautes und Leises; Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 3. Aufl., 1900). Der derbe Humor der ersten Geschichten ist erquickender als die psychologische Feinheit, die Dreyer in den beiden andern erstrebt. Es ist hübsch, sich einmal mit bierfröhlichen Mulus in dem alten Klostock zu tummeln, das Adolf Wilbrandt mit so viel ernstern Gestalten bevölkert hat. Und gegenüber dem Filigranhumor des dritten Mecklenburgers, Seidels, erinnern diese gröbern Allotria mehr an den vierten, unerreichten Fritz Reuter. Man lächelt und man lacht, wenn man selbst mit einigem Fagen vor der ersten Bierrede und dem ersten Bierjungen gestanden hat, mit dem jungen Friedemann Gries, der sich an der Kommerstafel sozusagen entdeckt und dann den Sieg über den grämlichen, abstinenten Vater davonträgt.

Auch du, glaub ich, hättest an dem rein Märrischen, das in solchen Dingen steckt, deine Freude gehabt, Albert Einhart, redlicher Kämpfer gegen das verfluchte Objekt, gegen Menschenunart und Menschenverknöcherung! Es tut so gut, wieder einmal die Dinge jener und dieser Welt und sich selbst einmal wieder an dem krausen, aber unbestechlichen Wesen deiner Männlichkeit zu messen, unsterblicher Albert Einhart. Da stehst du nach langer Zeit am Meere, und in deine Seele fällt wie Tau ewiger Firne das Gefühl: „O, da gibt es viel Gott!“ Da spielst du mit deinen Hunden, den getreuen Knechten, und weißt ihrem Umgang selbst abzulocken, was ihrem Herrn, dem Menschen, sein Leben lieb und wertvoll machen soll: „Se mehr getreuer Knecht, um so mehr bist du frei und Herr.“ Auf den unbegangnen Wegen des Gebirges und in den Straßen der kleinen Stadt suchst du gleichermaßen Gott und findest ihn, lauter gespiegelt, im eignen starken Herzen. Und bleibst so stark und wirfst immer mehr Gottes und dein eigen, indem der Kampf mit dem ewig Kleinen dir so oft den Tag zerstört, dich von der Tafel der Schmausenden scheucht und dich dir selbst lächerlicher macht als der verständnislosen Umgebung.

Denn das ist an Friedrich Theodor Wischers Reisebekannten ja das eigentlich Tragische, daß er den Krieg mit dem Objekt immer wieder beginnt, obwohl er im Oberstod des menschlichen Seins mehr zuhause ist als die ungeheure Menge; daß er gewissermaßen ein nach innen blutender Märtyrer dieser kleinen Dinge wird, die ihm neben dem Moralischen („das versteht sich immer von selbst“) doch so ephemere erscheinen. Und erst da der Tod ihm

und dem Geliebtesten schon den Scheitel rührt, fällt dieser Zwergerjammer ganz von ihm ab.

Der Erdenstoff verzehrt sich sacht und mild,
 Bald ist's vorbei, und du bist ganz nur Bild!
 Du schwebst hinweg, schon strahlen wie von ferne
 In fremdem Glanz der Augen milde Sterne.

Das ist sein Nachruf an die Geliebte, besser noch der Nachklang ihrer entrückten Erscheinung in seinem Herzen, das dem eignen Ende entgegenslägt. Und wie er nun selbst hinübergegangen ist, empfinden wir im Tiefsten, was er in unvergängliche Verse prägte:

Wie hoch die Welt sich bäumet,
 Wie laut auf breiter Spur
 Das Leben schäumt,
 Uns alle träumet
 Der Weltgeist nur.

Die Deutsche Verlagsanstalt hat sich Dank verdient dadurch, daß sie das wundervolle Werk Bishers jetzt in einer billigen, einbändigen Volksausgabe zugänglich gemacht hat (Stuttgart und Leipzig 1904, Preis 4 Mark, gut gebunden 5 Mark). So mag „Auch Einer“ denn wieder hinausziehn mit seinem Humor und seiner Tragik, mit seinem ehernen Idealismus für das Große, dem das Kleine untertan bleiben muß, mit all dem Kämpfermut, den sein Dichter einmal so ausklingen ließ:

Fuß über Gräften,
 Fest auf dem Festen,
 Haupt in den Lüften,
 So ist's am besten.

Heinrich Spiro



Die Insel Cypern und die englische Herrschaft



Im Januar und im Februar 1902 bereifte ich zu archäologischen Zwecken die Insel Cypern, und da diese Insel seit fünfundzwanzig Jahren unter englischer Herrschaft steht, hoffte ich in ein Land mit blühenden und geordneten Verhältnissen zu kommen. Zu meinem Bedauern fand ich aber gerade das Gegenteil: Verarmung und zum Teil Verzweiflung der einheimischen Bevölkerung, weil die Zustände seit langer Zeit immer schlechter und sogar für das einfachste tägliche Leben immer unzulänglicher werden. Da ich nun die Bewohner Griechenlands im allgemeinen und die griechischen Cyprioten im besondern auf meinen Reisen sehr schätzen und von der lebenswürdigsten Seite kennen gelernt habe, drängte es mich, den Ursachen dieser schier unglaublichen Erscheinung nachzuforschen, und ich will hier im folgenden diese Ursachen auf Grund zuverlässiger Quellschriften einem größern Leserkreise mitteilen. Vorausschicken muß ich noch, daß